

„Die Schar der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32)

Josef Sudbrack SJ, München

Dreimal berichtet die Apostelgeschichte in einem Sammelbericht über das Leben der jungen Christengemeinde in Jerusalem (2, 42–47; 4, 32–37; 5, 12–16). Seit der frühesten Christenheit hat man diesen sogenannten Summarien große Aufmerksamkeit geschenkt. Nach der Mönchstheologie, auch nach den Vätern und den großen Scholastikern, wurde in ihnen das Ideal des christlichen Lebens geschildert, das einmal, in den ersten Stunden der Kirche, voll und ganz von denen, die „das Wort der Apostel annahmen“ (vgl 2, 41), verwirklicht worden sein sollte; sehr schnell aber, so glaubte man, habe sich die „Schar der Gläubigen“ dem weltlichen Leben zugewandt, und nur bei einer „kleinen Herde“ sei das ursprüngliche Ideal hochgehalten worden, bei den Mönchen, den Ordensleuten, bei denen, die nach der „evangelischen Vollkommenheit“ strebten. Ja, man nannte dieses mönchische Leben, fern der Welt, in der Abgeschlossenheit einer Zelle, „apostolisches“ Leben, weil die Christengemeinde der „apostolischen“ Zeit es als Ideal der Nachfolge Jesu geprägt und gelebt haben sollte. „Diese Vollkommenheit“, schreibt ein spätmittelalterlicher Theologe, „ging von den Heiligen der Urkirche über auf die Mönche“, den übrigen Christen aber ging sie verloren.

Wir wissen heute, daß dieses Geschichtsbild eines vergangenen „goldenen“ Zeitalters nicht stimmt, daß auch der „Kommunismus der Urkirche“, den viele noch vor wenigen Jahrzehnten aus den Berichten vom „gemeinsamen Besitz“ der ersten Christen (unser Schriftzitat fährt fort: „und niemand sagte von seinem Besitz, er sei sein eigen, sondern sie hatten alles gemeinsam“) herauslasen, auf einem Mißverständnis dieser Sammelberichte beruht. Auch die Auffassung vom „Stand der Vollkommenheit“, in den sich das Christentum gleichsam hineinkonzentriert habe und im Vergleich zu dem die Weltchristen schon auf Grund ihres Standes Christus nur unvollkommen nachfolgten, erweist sich immer deutlicher als irrig: über die Besiegelung durch die Taufe und über die Teilhabe an dem Wort und dem Sakrament des Herrn hinaus bietet uns Gott kein eigentlicheres, konzentrierteres Christentum an.

Dennoch bestätigen die neuesten wissenschaftlichen Arbeiten (Benoit, Cerfaux, Jeremias, Haenchen, Conzelmann), daß die alte Theologie diese

Summarien gar nicht so völlig mißverstanden hatte. Immer deutlicher zeigt sich nämlich, daß der Evangelist Lukas in seinen beiden Büchern nicht nur Berichte über das Leben Jesu und der Kirche gesammelt und harmonisiert, sondern auch eine ausgeprägte, persönliche Konzeption der Heilsgeschichte niedergelegt hat. Gerade unsere Summarien, die man noch vor nicht allzu langer Zeit oftmals für aus verschiedenen Quellen stammende und den Erzählungsfluß hemmende Füllsel gehalten hat, erweisen sich als theologische „Wegweiser“, von denen aus die Apostelgeschichte ihren Richtungssinn erhält, als konzentrierte „Summen“, die die Ereignisse der Einleitungskapitel zusammenfassen. Sie spielen eine ähnliche Rolle wie die Sammelberichte bei Matthäus (z. B. 4, 13–17) oder Markus (z. B. 3, 10–12), in denen der Grundakkord für die Wanderpredigten und die Wundertaten des Herrn angeschlagen wird.

Es ist tatsächlich die ideale christliche Gemeinschaft, die uns hier geschildert wird: Dieser christlichen Gemeinschaft – in ihrem Zusammenwachsen zur pfingstlichen Kirche, in ihrer Ausbreitung durch die Predigt und die Machttaten der Apostel, in ihrem Leid durch Bedrängnisse von außen und ihrem inneren Frieden, der von der weiterwirkenden Gegenwart des Herrn getragen wurde – hat Lukas seine Apostelgeschichte, sein „Evangelium des Heiligen Geistes“ gewidmet. Er schildert ein Idealbild, das – wie immer in der Geschichte – angestrebt, aber nicht voll verwirklicht wurde und dennoch in der Kraft des Geistes – damals wie heute – Gegenwart ist. In dieser Gemeinschaft hatte sich die prophetische Sehnsucht des Alten Testaments erfüllt: „Freilich wird es bei dir keine Armen geben“ (Dt 15, 4); „Es gab keine Armen unter ihnen“, heißt es in der Apostelgeschichte (4, 34). In dieser Gemeinschaft wurde die in Jesus Christus Mensch gewordene Gottwohlgefälligkeit in die Geschichte weitergetragen: „Und Gottes Wohlgefallen ruhte auf ihm“, berichtet Lukas in einem ähnlich zusammenfassenden Bericht über Jesus (2, 40); „und ein großes Wohlgefallen ruhte auf ihnen allen“, sagt er in gleicher Weise von der jungen Kirche (Apg 4, 33). In dieser Gemeinschaft, die aus dem „Zeugnis von der Auferstehung des Herrn Jesus“ lebte (4, 33), die beim „Brechen des Brotes“ zusammenfand (2, 42–46), in deren „Wunder und Zeichen“ (Apg 2, 43; 4, 33; 5, 12 ff.) sich die „Kraft des Allerhöchsten“ (Luk 1, 35; vgl. Apg 3, 12, 16; 4, 7 u. a.) als gegenwärtig erwies, lebte auch die Hoffnung und Zuversicht, daß der Herr einmal, bald!, wiederkommen werde, um das Ideal christlicher Brüderlichkeit zu seiner Vollendung zu führen, entsprechend der Schau der Geheimen Offenbarung, in der die Verheißenungen des Alten und Neuen Testamente buchstäblich – man vergleiche einmal den Schluß der Apokalypse mit den entsprechenden Prophetien bei Isaias oder Ezechiel – in Erfüllung gehen: „Sie werden Sein Volk sein und Er wird

Gott mit ihnen sein. Er wird jede Träne von ihrem Auge trocknen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Jammer noch Mühsal: denn das erste ist vergangen“ (21, 3 f.).

In diesem Bild der christlichen Gemeinschaft, mit der Spannung von Verheißung des Alten Testaments, Verwirklichung in der Kirche Jesu Christi und Hoffnung auf die Erfüllung in dem „neuen Himmel“ und der „neuen Erde“ (Apok 21, 1), stellt uns die Heilige Schrift, wie die Mönchstheologie schon immer wußte, eine unaufgebbare Norm vor Augen. Jede christliche Gemeinschaft muß sich an diesem Vorbild messen, ob es die weltweite Kirche oder die aus dem Sakrament der Ehe hervorwachsende Familie, ob es die um den Altar gescharte Pfarrgemeinde oder die sich dem Dienst an der Kirche verpflichtende Ordensgemeinschaft ist. Natürlich ändern sich die Formen dieser „Nachfolge der Urgemeinde“. Von Zeit zu Zeit, von Ort zu Ort, von Gemeinschaft zu Gemeinschaft gewinnt das Ideal, das Lukas in seinen Summarien beschrieben hat, immer neue Wirklichkeit. Die Gemeinschaften selbst, von der heilsnotwendigen Kirche aller Getauften bis zu den zufälligen und kurzlebigen Zusammenschlüssen, in denen irgend ein Ziel aus christlicher Verantwortung heraus angestrebt wird, überschneiden und überdecken sich vielfach. Aber für alle gilt das Idealbild der Apostelgeschichte, das aus dem Anruf der Zeit heraus seine jeweils konkrete Gestalt gewinnen muß. Alle müssen sich an den Maßstäben messen, die Lukas an den Anfang des ersten seiner Sammelberichte gesetzt hat: „Sie hielten beharrlich fest *an der Lehre der Apostel*“, d. h. an der christlichen Unterweisung und am apostolischen Kerygma, „*an der Gemeinschaft*“, die sich für die Urgemeinde von Jerusalem am greifbarsten im gemeinsamen Güterbesitz ausdrückte, „*am Brechen des Brotes*“, das die „eucharistische Memoria“, das „danksagende Andenken“ an den Tod und die Auferstehung des Herrn, ebenso umfaßt wie das gemeinsame Liebesmahl, „und *an den gemeinsamen Gebeten*“ (2, 42).

Am erstaunlichsten aber ist vielleicht die Tatsache, daß es eine *Gemeinschaft* ist, die das „Evangelium Jesu Christi“ (Mark 1, 1), den Anruf Gottes an den je einzelnen Menschen zu seiner, nur persönlich zu leistenden Hinkehr zu Gott, im „Evangelium des Heiligen Geistes“, in der Apostelgeschichte mit ihrer Theologie von der christlichen Gemeinschaft fortsetzt. Wohl ist es eine gegliederte Gemeinschaft, von Aposteln, Diakonen und Gläubigen, aber eine Gemeinschaft, in der der höchste Ehrentitel eines jeden der des „Gläubigen an Jesus Christus“ (Apg 2, 44) war, „denn es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem wir gerettet werden“ (Apg 4, 12). Die ersten zwölf Kapitel der Apostelgeschichte lehren es ebenso wie Lob und Tadel der Apostelbriefe, daß Christentum nur als Gemeinschaft möglich ist.

Wir bedürfen stets von neuem der Besinnung, um diese erstaunliche Tatsache auch erstaunlich zu finden. Ein Blick in die Tradition genügt, um sich davon zu überzeugen, daß der Gemeinschaftscharakter des Christentums oft in Gefahr war, vergessen zu werden. Wieviele Jahrhunderte hindurch galt doch das plotinische „Allein mit dem alleinigen Gott“ als das Leitbild, an dem christliche Vollkommenheit gemessen wurde? Und man vergaß – wenigstens in der theoretischen Reflexion –, daß dieser Zwei-Einsamkeit mit Gott, die nur allzuleicht in eine pantheisierende Einheitsspekulation überging (Evagrius Pontikus, Meister Eckhart), notwendigerweise das Herrenwort zur Seite stehen muß: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18, 20). Wieviele unserer Andachts- und Erbauungsbücher sind nach dem Vorbild ausgerichtet, daß Allein-Sein, Stillschweigen, Flucht vor der Welt religiöse Werte sind, die der Christ fast um ihrer selbst willen anstreben sollte? Dabei meint die „einsame Kammer“, in die sich der Christusjünger zum Gebet zurückziehen soll, kein Eremitendasein, sondern personale Ehrlichkeit, die es nicht macht „wie die Heuchler; denn sie stellen sich gern in den Synagogen und an den Straßenedenken auf und beten dort, um den Leuten in die Augen zu fallen“ (Mt 6, 6); das an dieses Wort bei Matthäus anschließende Vaterunser, in dem die Nähe Gottes zu den Menschen in unnachahmlicher Würde und Schlichtheit zu Wort gefunden hat, spricht ganz deutlich aus, daß dieses Gebet des Herrn nur von „uns“, von der Gemeinschaft, gebetet werden kann. Es ist erregend, in der Frömmigkeitsgeschichte zu verfolgen, wie zu allen Zeiten wache Christen in die Einsamkeit gehen, um dort nur noch Gott und der eigenen Vervollkommnung zu leben, und wie die erfahrene Berufung zur Einsamkeit sich zur Berufung für die Gemeinschaft entfaltet. Die Wüstenväter wurden zu geistlichen Vätern für die breiten Massen des Volkes ebenso wie für Bischöfe und Kaiser; große Einsiedler wie Petrus Damiani oder Nikolaus von Flück kämpften für die Rechte der Kirche oder stifteten Frieden in ihrer Heimat; Bernhard von Clairvaux, der die Einsamkeit suchte, wurde zur „Chimäre seines Jahrhunderts“, wie er sich ob seiner kirchen- und staatspolitischen Tätigkeit nannte, Charles de Foucauld zum Missionar der Wüste; die Reklusen längs des Rheins wurden zu Wallfahrtsstätten für Hoch und Nieder. Diese Doppelheit der christlichen Berufung, die in ihrer Spannung erst den Reichtum des christlichen Lebens einschließt, zeigt sich auch bei der Karmelitin Therese von Lisieux, die zur Patronin der Missionen erhoben wurde. Es ist für den Christen eben beides unaufhebbar eins: einerseits Gott allein und vor allem zu suchen – „Gott und die Seele“ drückten Augustinus und Newman es aus – und gleichzeitig in der Kirche, in der Gemeinschaft des Volkes Gottes zu leben, ihr zu dienen,

für die anderen dazusein; denn dieses „zweite Gebot ist dem ersten gleich“ (Mt 22, 39).

Wenn der Herr in seiner Gerichtsrede dieses zweite Gebot der Nächstenliebe zur Norm der Gottesliebe erhebt: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan“ (Mt 26, 40), und wenn Johannes die Mahnung der Abschiedsrede Jesu (z. B. Joh 13, 34) auf die Formel bringt: „Wer Gott liebt, liebt auch seinen Bruder“ (1 Joh 4, 21), muß es eindeutig werden, daß unsere Überlegungen uns tatsächlich ins Herz des Christentums geführt haben. Von diesem Kern des Evangeliums Gottes an die Menschen: „Meine Lieben, wenn Gott uns so geliebt hat, so sind auch wir es schuldig, einander zu lieben . . . Daran erkennen wir, daß wir in ihm bleiben und er in uns bleibt, weil er uns von seinem Geist gegeben hat“ (1 Joh 4, 11–13), gewinnen aber die Summarien der Apostelgeschichte erst ihre letzte theologische Tiefe. Der erste dieser Sammelberichte steht in der Schrift genau an der Stelle, an der sich die Verheißung des Herrn erfüllt hat: „Wenn aber jener gekommen ist, der Geist der Wahrheit, der wird euch in die volle Wahrheit einführen“ (Joh 16, 13): Das Pfingstereignis setzt sich fort in der Predigt des Petrus und erfüllt sich in der Gründung der jungen Kirche. Auch das zweite Summarium schließt eine Geistoffenbarung ab: „Als sie so gebetet hatten, erbebte die Stätte, wo sie versammelt waren, und alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt und verkündigten unerschrocken das Wort Gottes“ (4, 31). Oftmals noch wird geschildert, wie der Geist Jesu Christi, der „ausgegossen“ wird „über alles Fleisch“ (Apg 2, 17; Joel 3, 1–5), die Getauften zur Gemeinde bindet: „Während Petrus noch in dieser Weise redete, kam der Heilige Geist über alle . . . Da sprach Petrus: Dürfte wohl jemand diesen Leuten, die den Heiligen Geist ebenso wie wir empfangen haben, das Wasser der Taufe verwehren?“ (Apg 10, 44–47; 19, 6). Nicht irgendwelche vorläufigen Ziele, nicht Verwandtschaft noch Besitz, sondern der Glaube an Jesus Christus hatte aus den Dreitausend des ersten Pfingsttages die Urkirche geformt und ließ „von Tag zu Tag die Zahl der zum Heil Gerufenen sich mehren“ (Apg 2, 47). Glaube an Jesus Christus aber ist für den nachösterlichen Glauben der Apostelgeschichte identisch mit dem Geistbesitz, denn „keiner vermag zu sagen ‚Jesus ist der Herr‘, außer im Heiligen Geist“ (1 Kor 12, 3; vgl. 1 Joh 4, 2–6).

An diesen letzten Satz – sicherlich ein urchristlicher Gebetsruf – knüpft Paulus seine Lehre über die Geistesgaben an. Es ist für uns heute schwer auszumachen, was sich damals in der Missionskirche der Hafenstadt Korinth abspielte: waren es menschlicher Neid, Hartherzigkeit und Gel tungstrieb, die Verwirrung in die Gemeindeversammlung hineinbrachten, oder brach in der ekstatischen Unordnung ein heidnischer, dämonischer

Urtrieb auf? Paulus versucht nicht das fast chaotisch zu nennende Gebagen zu verurteilen (vgl. 1 Kor 14,23; „... würden sie nicht sagen, ihr wäret von Sinnen?“), wie es bald darauf die Kirche in den montanistischen Streitigkeiten tun muß, sondern prüft und unterscheidet: „Es sind da verschiedene Arten von Geistesgaben, aber nur ein und derselbe Geist; verschiedene Arten von Diensten, aber nur ein und derselbe Herr; verschiedene Arten von Geisteswirkungen, aber nur ein und derselbe Gott, der alles in allem wirkt“ (1 Kor 12,4–6). Mit diesem Satz führt er die Vielfalt der Charismen auf die Einheit Gottes in seiner dreifältigen Vielfalt, auf die Einheit des Geistes, der personhaft dieses Leben in Gott ist, zurück und deutet zugleich ein Unterscheidungskriterium für die Beurteilung der charismatischen Vorkommnisse an: Einheit und Dienst an der Gemeinschaft. Wenn wir die Geistesgaben richtig verstehen wollen, so müssen wir tatsächlich ihre Mißbräuche, ihre Verquickungen mit nicht-christlichen Überresten und ihre sich in der Geschichte wandelnden Gestalten beiseite lassen und sie von ihrem Ursprungsort im Pfingstereignis zu begreifen suchen: Die Herabkunft des Geistes am Pfingsttag war die Geburtsstunde der Kirche; als Dienst an der Kirche deutet darum Paulus auch die Geistesgaben: „Jedem wird die Kundgebung des Geistes zum allgemeinen Besten verliehen“ (1 Kor 12,7). Die Charismen sind nicht Selbstzweck, sondern dienen der Gemeinschaft, sollen den Leib Christi aufbauen: „Denn wie der Leib eine Einheit ist und doch viele Glieder hat, und wie alle Glieder des Leibes, obschon eine Vielheit, den einen Leib bilden, so ist es auch mit Christus: sind wir doch alle in einem Geist zu einem Leib getauft ... und alle sind wir mit einem Geist getränkt“ (1 Kor 12,11–13). Das 14. Kapitel führt thematisch aus, daß der Dienst an der Kirche und der Gemeinschaft Kriterium für die Geistesgaben sein muß: „Da euch viel an Geistesgaben liegt, so suchet sie zur geistigen Förderung der Gemeinde, damit ihr bereichert werdet!“ (14,12).

Wir dürfen noch einen Schritt weitergehen. Wenn Paulus von den Charismen als „Kundgebung des Geistes“ spricht (1 Kor 12,7), dann gebraucht er genau das Wort, das im Johannesevangelium immer wieder für die Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn steht. Ebenso wie Christus durch das Wunder von Kana „seine Herrlichkeit geoffenbart, kundgetan hat“ (Joh 2,11), so sind die Geistesgaben Kundgebungen, Offenbarungen des Geistes. Sie sind die sakramentalen Zeichen, die anzeigen, was sie beinhalten, nämlich die Gegenwart des Geistes der Einheit (H. Urs von Balthasar); sie sind, so können wir sagen, „Fleischwerdung“ des Geistes Gottes. Deshalb läßt Paulus auch seine Lehre über die Charismen in der Liebe gipfeln: „Strebt nach den höchsten Geistesgaben! Und jetzt zeige ich euch einen Weg, der über alles erhaben ist ... Strebt nach der Liebe!“ (2 Kor

12, 31–14, 1), nach dem Geist des Verstehens, des Zusammenseins von Du und Du, des gegenseitigen Helfens und Hochschätzens, der Brüderlichkeit und der Gemeinschaft, nach dem Geist der Liebe! Mit diesen Worten muß das Bild wachgerufen werden, das Lukas von der Urgemeinde zeichnete: „Die Schar der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ In jahrhunderte-langem Überbeten und Überdenken solcher Texte versuchte die Kirche fast zaghaft, das Geheimnis des Geistes in seinem göttlichen Grund zu erfassen: Er sei die Liebe, die zwischen Vater und Sohn lebt; Er sei die Liebe, das Schenken selbst; in Ihm übergebe der Vater alles dem Sohn und der Sohn lege alles in die Hände des Vaters zurück; Er sei als dritte göttliche Person die Freude, das gegenseitige Wohlgefallen, das ständige Auf-einanderzugehen von Vater und Sohn.

Doch lebendiger, mit der nie auszuschöpfenden Fülle des Wortes Gottes spricht über das Wesen des Heiligen Geistes die Schrift zu uns. Was in der Urkirche sich zeigte, das „ein Herz und eine Seele“, die Gemeinsamkeit des Besitzes, ist die Selbstdkundgebung des Heiligen Geistes. Derselbe Geist offenbart sich – wenngleich durch menschliche Schwäche (und sicher auch dämonische Bosheit) verzerrt – in den charismatischen Zusammen-künften der korinthischen Kirche. Er ist der Geist der gegenseitigen Liebe und, wo die Liebe ist, ist Er. Deshalb ist Christentum nur als Gemeinschaft möglich, weil es aus dem Geist lebt, der die Gemeinschaft in Gott ist und die Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen stiftet. Nicht umsonst weist Paulus auf die „Gemeinschaft des Geistes“ hin, wenn er seine Lieblingsgemeinde, die Philipper, zur Selbstlosigkeit ermahnt (2, 1; 1, 27), und schließt den zweiten Korintherbrief mit dem Gruß: „Die Gnade des Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft im Heiligen Geist sei mit euch allen“ (13, 13).

Noch ein letztes bleibt zu sagen: Das Wirken des Geistes in unsren Tagen. Die Zeit der auffälligen Charismen ist vorbei. Die Kirchenväter glaubten, daß diese Form des Geisteswirkens ein Geschenk der ersten Stunde für die Kirche gewesen sei. Aber das Wesen der Charismen, „das über alles erhaben ist“ (1 Kor 12, 31), bleibt; das unüberbietbare Grund-charisma ist der Dienst an der Gemeinschaft, der brüderlichen Liebe, Hilfe und Unterstützung des Nächsten. „Reden aus Eingebung des Geistes, die werden ein Ende nehmen, Sprachengaben der Entrückung, die werden aufhören, hohe Erkenntnis wird nicht mehr gelten . . . Die Liebe hört nie-mals auf!“ (1 Kor 13, 8). Hier aber ist es wiederum die Urgemeinde von Jerusalem, auf die wir zu blicken haben. Ihr schlichtes Leben in der Ge-meinschaft ist, mit den Maßstäben der Liebe gemessen, eine größere Offen-barung des Geistes als die turbulenten Szenen von Korinth: „Täglich ver-harrten sie einmütig im Besuch des Tempels, brachen zu Hause das Brot

und nahmen ihr Mahl mit Frohlocken und Einfalt des Herzens, indem sie Gott priesen und bei allem Volk beliebt waren“ (Apg 2,46). In diesem kurzen Bericht finden wir die vier Regeln wieder, die Lukas so betont als Lebensregeln der Urkirche und damit jeder christlichen Gemeinschaft aufgestellt hat. Sie sind heute und immer die Kundgabe des Geistes, der in einer christlichen Gemeinschaft herrscht, sie sind die Charismen, in denen sich die Liebe der Christen untereinander austauscht, die Offenbarung und die Fleischwerdung des Heiligen Geistes in der liebenden Einheit seiner Kirche.

Vergessen wir auch nicht den Schluß des Satzes: „. . . und bei allem Volk beliebt waren!“ Es gibt keine bessere Predigt des Christentums als diesen Geist der Gemeinschaft und der Nächstenliebe. Vielleicht ist es die eigentliche christliche Aufgabe unserer Tage, diesen Geist der Liebe nach innen, in der Kirche, und nach außen, in die Welt hinein, zu leben. Die Apostelgeschichte beschließt ihr erstes Summarium bezeichnenderweise mit der Feststellung: „Der Herr aber mehrte von Tag zu Tag die Zahl der zum Heil Gerufenen!“ (2,47).

Über die Einheit von Nächstenliebe und Gottesliebe¹

Karl Rahner SJ, München

Ihre Gemeinschaft² hat sich eine seltsam-abenteuerliche und zugleich heilige Aufgabe gestellt: Sie hat die heilige Kühnheit, das Nichtorganisierbare organisieren, dem immer Neuen eine dauernde Gegenwart geben, dem Verborgenen, das Gott allein sieht und wägt, einen Platz in der Öffentlichkeit bewahren zu wollen. Denn sie will eigentlich nur eins: den Nächsten in Tat und Wahrheit lieben. Lieben in wirklicher Hilfe, aber in einer Hilfe, die nicht nur organisierte Leistung und Wirkung sozialpolitischer Organisation ist, sondern in Wahrheit Liebe bleibt. Solche Liebe aber, wo

¹ Der Verfasser nimmt in diesem Aufsatz ausführlicher und genauer Überlegungen auf, die er in GuL 37 (1964) 325—340 für die Frage nach der Möglichkeit der Heiligenverehrung verwendet hatte. Vgl. auch: K. Rahner, *Das „Gebot“ der Liebe unter den anderen Geboten: Schriften zur Theologie* V² (Einsiedeln 1964) 494—517.

² Vortrag auf der Generalversammlung des Kath. Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder 11. 5. 1965 zu Köln.